

Leseprobe: AQUA aus dem Buch
„Mannheim auf die kriminelle Tour“



AQUA

Gunther Keppel fuhr durch die Wilhelm-Varnholt-Allee , am Planetarium vorbei und in die Augusta-Anlage hinein.

Dichtestes Schneegestöber nahm ihm fast jede Sicht. Er liebte den Schnee, aber er hasste ihn auch. Er liebte ihn aus einem undefinierbaren, waberigen Gefühl von kindlicher Nostalgie heraus, einer Art Festkrallen an Erinnerungen an längst vergangene Wintertage, die vage Bilder emporsteigen ließen: Wundersame Bilder von einem Karussell auf dem zugefrorenen Neckar und von Maronibuden zwischen der Kurpfalzbrücke und der Friedrich-Ebert-Brücke. Ob alles nur Einbildung war?

Er hasste den Schnee als Autofahrer, und er hasste ihn, weil er nichts anderes war als eine Metamorphose von Wasser.

Und er hasste das Wasser. Er hasste es noch mehr als den Schnee.

Seine Versuche, diesem unerklärlichen Hassgefühl einen Namen zu geben, seine Ursache zu ergründen, es mit seinem Verstand zu erfassen, waren alle fehlgeschlagen. Er hatte sich im Lauf der Jahre damit abgefunden, dass er mit seiner Wasserphobie, deren tiefere Bedeutung seinem Bewusstsein verschlossen blieb, irgendwie zurechtkommen musste, wie andere Menschen mit ihren Phobien auch irgendwie zurechtkommen müssen.

Mit ihren Phobien gegen Spinnen, Schlangen, Mäuse, gegen Aufzüge, enge Plätze oder freie Plätze, gegen Höhen und Höhlen, gegen Katzen, Fische, Vögel.

Er hatte schon einige zaghafte Therapien im Eigenversuch gegen seine zugegeben seltene Phobie entwickelt und mehr oder weniger erfolgreich ausprobiert.

„Bekämpfe deine Phobie, indem du ihr freundlich begegnest. Bekämpfe sie, indem du sie besänftigst. Mit Liebe und Engagement.“

Diesen Satz hatte er einmal in einem Handbuch für phobiegeplagte Menschen gelesen.

Gesagt, getan.

Er, Gunther Keppel, war ein erfolgreicher Geschäftsmann, und er war einer, dessen Erfolg sich vor allem in einem mehr als soliden Bankkonto manifestierte.

Seit vielen Jahren unterstützte er ein Brunnenprojekt in Simbabwe, ein Wasserprojekt also.

Nirgends war ein solches Brunnenprojekt notwendiger als bei diesen armen, gebeutelten Afrikanern, die tagtäglich mit Wasserknappheit, mit Dürre und Typhus zu kämpfen hatten.

Vielleicht war es nur der vielzitierte Placeboeffekt, aber auf wunderbare Weise verspürte Gunther Keppel, seit er dieses humanitäre Wasserprojekt mitfinanzierte, ein gewisses Nachlassen seiner Phobie, eine Linderung der Symptome.

„Bekämpfe deine Phobie, indem du ihr freundlich begegnest. Bekämpfe sie, indem du sie besänftigst. Mit Liebe und Engagement.“

Vielleicht war wirklich was dran.

Das Duschen, das Zähneputzen und die tagtäglich notwendige Hygiene geschahen fortan, ohne dass ihn Beklemmungen, Herzrasen, Schweißausbrüche plagten und ihm das Leben vergällten.

Nicht gänzlich, aber größtenteils waren all diese quälenden Symptome in den Hintergrund getreten, wie sich ein von Tinnitus Geplagter im Laufe der Zeit an sein Ohrgeräusch gewöhnt.

Vielleicht hatte sich sein Körper nur angepasst.

Im nicht enden wollenden Schneegewirbel erblickte Gunther Keppel den Wasserturm.

Der Wasserturm. Auch er, dieses Wahrzeichen der Stadt, löste keine Beklemmungen mehr aus wie vor Jahren noch, im Gegenteil.

Wie hübsch der Wasserturm doch gerade bei Schnee aussah. Bald wäre er angekommen. Heute war Vatertag.

Nein, nicht der sommerliche Vatertag, der Heerscharen von Vätern und Nichtvätern, mit Bierflaschen und Wanderstöcken versehen, zum Gang ins Grüne lockte, nein, nicht der Himmelfahrtstag war Gunther Keppels Vatertag.

Sein Vatertag fand jeden Freitag statt, genau genommen jeden Freitag nach Dienstschluss seiner Firma, seiner eigenen Firma, in Seckenheim.

Sein Vater konnte stolz auf ihn sein, und seinen Vater besuchte er wie jeden Freitag seit vielen Jahren, seit dieser Vater, einst der von allen gefürchtete Chef der Firma, die Gunther nun leitete, als ein bloßer Schatten seiner selbst in seiner Villa in der Oststadt gefüttert, gewindelt, gehätschelt wurde wie ein kleines Kind.

Die „Kinderfrauen“ des ehemals gefürchteten Chefs über sechs Etagen und etwa hundert Angestellte wechselten alle sechs bis acht Wochen.

Gunther Keppel konnte sie nicht mehr zählen, alle die Barbaras, Goschas, Jolas, Genowefas, Halinas und Alinas, die das alte Baby Franz-Josef Keppel seit Jahren liebevoll versorgten.

Da, aus dem Schneegewirbel tauchte ein Radfahrer auf und wäre Gunther Keppel fast vor die Reifen gefahren: In Mannheim war das nun bald schon wie in Heidelberg, wo die Radfahrer Narrenfreiheit genossen.

Die Herren über Pflaster und Asphalt. Gunther Keppel fluchte laut, der Radfahrer brüllte etwas in seine Richtung und verschwand im weißen Gewirbel.

Da vorne war schon der Rosengarten. Der Schein der Straßenlaterne fiel kurz auf eine junge Frau mit einem kleinen Mädchen an der Hand. Im dunklen Haare der sehr hübschen

Frau glitzerten dicke Schneeflocken, und das kleine Mädchen versuchte, einige der unablässig vom Himmel rieselnden Flocken mit der Zunge aufzufangen.

Gunther Keppel erstarrte das Blut in den Adern.

Mutter, dachte er. Da gehen Mutter und Pippa.

Das dichter werdende Flockengewirbel verschluckte die beiden Gestalten, die Frau und das Kind.

Eine Fata Morgana. Mutter und Pippa waren schon lange tot.

Gunther Keppel gab sich einen Ruck und beschloss, mit den Träumereien aufzuhören. Der Schnee war an allem schuld.

Der Schnee, der nichts war als eine andere Formation von Wasser.

Da war er an der Villa in der Bassermannstraße angekommen. Vatertag.

Genowefa würde ihn erwarten. Er hatte sich verspätet. Der Schnee war an allem schuld, der unselige Schnee.

Als Gunther Keppel die schwere Tür aufschloss, schlug ihm schon dieser Geruch entgegen, an den er sich in all den Jahren, nach all den „Vatertagen“, nicht hatte gewöhnen können.

Der Geruch von Kampfer, der jenen anderen Geruch, den Geruch von Alter, Krankheit, Siechtum verdecken sollte, hing in allen Ritzen der Villa.

Während Gunther Keppel die lange, gewundene Treppe hochging, sich am schmiedeeisernen Geländer entlang tastend, denn die funzelige Lampe in der Eingangshalle gab nur

schwaches Licht von sich, wunderte er sich über die ungewohnte Stille im Haus.

Sonst hörte man schon immer von unten den Fernseher, denn die polnischen „Kinder mädchen“ liebten ausnahmslos ihre Vorabendsendungen, und das harmlose Vergnügen war ihnen wahrlich zu gönnen.

Fronddienst war es, den sie hier in Deutschland verrichteten. Fronddienst bei meist undankbaren, dementen alten Leuten, noch dazu einer Generation, der man eingetrichtert hatte, dass Polen Untermenschen waren, Faulenzer und zu keiner Arbeit fähig. Gunther war sich dieser Ironie der Geschichte immer wieder aufs Neue bewusst. Zweimal schon hatte Franz-Josef Keppel seine Betreuerinnen weggeekelt. Die beiden Frauen hatten sich geweigert, die bösen Worte zu wiederholen, die das „alte Baby“ ihnen an den Kopf geschleudert hatte. Die anderen Frauen erduldeten die Ausbrüche des Alten, weil ihre soziale Notlage sie dazu zwang oder weil sie die Unflätigkeiten mit seiner Demenz entschuldigten.

Ein Gefühl von Gruseligkeit beschlich Gunther Keppel, als er in diese Stille hineinhorchte, diese ungewohnte, unheimliche Stille.

Diese Stille. Ein lauernes Tier.

Er war in der „bel étage“ angekommen, wie seine Mutter den oberen Stock der Villa genannt hatte bis an ihr Lebensende vor fünfundzwanzig Jahren.

Der Vater würde schlafen um diese Zeit, wie immer, bevor er noch einmal erwachte, um den Sohn aus rot geränderten und leeren Augen zu fixieren, Unverständliches stammelnd, das wie eine Verwünschung klang.

Gunther Keppel, der gute Sohn, würde die klauenartigen Hände des Vaters ergreifen und besänftigend darüberstreichen. Und der Vater würde, wenn er einen guten Tag hätte, sich in die Kissen zurücklegen, wortlos. Doch wenn er einen schlechten Tag hätte, würde er ihm noch mehr Unverständliches, Fluchartiges entgegen schleudern.

Wie immer, wenn Gunther Keppel in das mit dunklen, fast schwarzen Gründerzeitmöbeln vollgestopfte Wohnzimmer eintrat, begann sein Herz, sich zusammenzukrampfen, fast wie unter der Dusche in seinen schlimmsten Tagen vor seinem erlösenden Brunnenprojekt in Simbabwe.

Die dunklen Möbel, die bedrückende Atmosphäre seiner Kindheit mit einem tyrannischen Vater.

Am liebsten wäre Gunther Keppel die gewundene Treppe hinuntergeeilt.

Doch er blieb, ganz der gute Sohn.

Der Fernseher, das einzige moderne Möbelstück im Raum, war stumm.

Auf dem schweren Pseudo-Renaissancetisch lag ein Zettel:

„Binn einkaufen, gleich zurück. Genia.“

Genowefa war weggegangen vor seiner Ankunft? Das war gegen die Abmachung, den Vater nie, aber auch nie alleine zu

lassen. Vielleicht war ein Gang in die Apotheke notwendig geworden. Genia hatte letztes Mal über einen Anflug von Grippe geklagt.

Er hatte sich wegen des Schnees verspätet, was Genia nicht wissen konnte. Außerdem schlief der alte Mann fest.

So wird es wohl sein, dachte Gunther Keppel, und er atmete erleichtert auf. Aus dem Zimmer des Vaters kam kein Laut. Er würde ihn ruhen lassen, ihn auf keinen Fall unnötig wecken.

Er würde warten, bis Genowefa zurückkäme.

Er machte es sich im Ohrenbackensessel gemütlich, soweit das möglich war. Er hatte keine Lust auf Fernsehen, und aus Langeweile ließ er den Blick über das große Bücherregal schweifen, das neben ihm die Wand einnahm.

Ein Titel sprang ihm in die Augen.

„Aquis submersus“. Theodor Storm.

Es war ein dünnes Heft, wie man es in der Schule las.

Theodor Storm. Ja, das war sein Buch, seine Reclamausgabe für Schüler.

Las man heute noch Theodor Storm? Er wusste es nicht, denn er hatte keine Kinder.

Mit seltsam zittrigen Fingern nahm er das dünne gelbliche Bändchen aus dem Regal.

Innen hatte er seinen Namen hineingeschrieben.

Gunther Keppel. Quarta. 1972. Lessinggymnasium.

Das Ganze umringelt und verschnörkelt, wie man es eben als Schüler aus Langeweile macht. Und langweilig hatte er damals diese Novelle gefunden. Hinten auf dem Umschlag eine Zeichnung, eine Karikatur des Deutschlehrers. Richtig, sie hatte ihm eine schallende Ohrfeige eingebracht durch Papa Faust, wie die Pennäler damals den schlagkräftigen Deutschlehrer aus Jux nannten. Papa Faust, ein Ewiggestriger, an dem die antiautoritäre Tendenz der modernen Pädagogik spurlos vorübergegangen war. Papa Faust, die Ohrfeige und die höhnische Bemerkung:

„Da muss er wieder träumen, unser Keppel. Wenn das der Herr Vater wüsste. „

Gunther Keppel besah den Titel, stutzte.

„Aquis submersus“.

Im Wasser ertrunken.

Hauchzart war die lateinische männliche Nachsilbe „us“ durch die weibliche Nachsilbe „a“ ersetzt worden. Eine fast unleserliche Korrektur mit Bleistift.

Wie war das nochmal mit dieser Geschichte?

Gunther Keppel las sich fest, er konnte nicht aufhören. Die Novelle, die den vierzehnjährigen Quartaner damals angeödet hatte, faszinierte den fünfzigjährigen Mann, ließ ihn Zeit und Raum vergessen.

In der Geschichte, die im 17. Jahrhundert spielt, ertrinkt ein Kind. Ein geheimnisvolles Gemälde trägt die verschlüsselte Unterschrift C. P. A. S.

Culpa Patris Aquis Submersus.

Durch die Schuld des Vaters im Wasser ertrunken. Ein Junge ertrinkt durch die Schuld des Vaters.

Und Gunther Keppel erinnert sich, er schiebt das lang Verdrängte beiseite, Storms Novelle hilft ihm, die verlorene und die verlogene Zeit, die sich wie ein Bollwerk vor die Wahrheit geschoben hat, den Schleier aus Lügen und Angst und falsch verstandener Loyalität, im neuen Licht zu sehen und jenen Tag im Hochsommer in aller Klarheit zu erkennen.

Sommer 1967.

Mutter war „zur Kur“ in Davos, was immer das auch war, und Deirdre, das irische Kindermädchen, war für Pippa da. Er, Gunther, hatte als fast Neunjähriger nun auch schon etwas Verantwortung zu übernehmen für die kleine Schwester, als Vorübung für später, hatte Vater gesagt, wenn er, das älteste Kind und der einzige Sohn, die Firma übernehmen würde.

Früh übt sich...

An jenem brütend heißen Nachmittag Ende Juli sollte er Klavierunterricht haben, doch der Klavierlehrer war an einer üblen Sommergrippe erkrankt und schickte ihn wieder nach Hause. Er hätte jubeln mögen, denn die Sommergrippe des Klavierlehrers würde ihm zwei zusätzliche Stunden für den

neuen Swimmingpool beschenken, der erst kürzlich im Garten der Villa eingerichtet worden war.

Er trödelte noch ein wenig auf den Planken, ging kurz in seinen Lieblings- Spielwarenladen, doch dann rannte er, so schnell er konnte, nach Hause.

Er flitzte um die hohe Eibenhecke, die zum Swimmingpool führte, und er blieb jäh stehen.

Im azurblauen, frisch gechlorten Wasser des Pools trieb eine Gestalt, eine sehr kleine Gestalt. Am Rand des Swimmingpools lagen der rosafarbene Kinderbademantel von Pippa, der vierjährigen Schwester, und daneben die Schwimmärmelchen, die sie immer trug, wenn sie schwamm oder besser, wenn sie das Schwimmen erlernte.

Wo war Deirdre? Er schrie, schrie und konnte nicht aufhören zu schreien, dann sprang er ins Wasser, kraulte zur kleinen Gestalt im Pool, um sie zu retten, doch er wusste, es war zu spät.

Deirdre, flammendes Haar in greller Julisonne, kam aus dem Haus gerannt, dicht gefolgt von Vater, der mit hochrotem Kopf und seltsam zerzaust an der Gürtelschnalle seiner hellen sommerlichen Leinenhose hantierte.

Deirdre nestelte beim Rennen an ihrem Bikinioberteil, als wolle sie es zubinden.

Das alles nahm der Neunjährige wahr, ohne eine Bedeutung in den Gesten von Vater und von Deirdre zu erkennen.

„Du hast keine Klavierstunde gehabt? Und du hast getrödel, anstatt gleich herzukommen und auf deine kleine Schwester aufzupassen? Du hast es deiner Mutter versprochen.“ Der Vater schrie ihm diese Worte entgegen, außer Atem.

Es gab keinen Zweifel an Gunthers Schuld. Deirdre war doch die ganze Zeit bei Pippa gewesen, wer konnte ahnen, dass das dumme Kind sich die Schwimmflügelchen abstreifen und ins Wasser springen würde, während das Kindermädchen für eine einzige Minute ins Haus gegangen war, um der Kleinen Limonade zu holen? Für eine einzige kleine Minute.

Die Worte des Vaters hatten sich eingenistet in Gunther Keppels Bewusstsein, die Schuld war Teil seines ganzen Wesens geworden, hatte sich eingebrannt in jede Faser seiner Existenz.

Der Schleier mochte sich ein paar Jahre später, bei der Lektüre von Storms Novelle, ein wenig gelüftet und den Vierzehnjährigen dazu veranlasst haben, das „us“ durch ein „a“ zu ersetzen, aus dem ertrunkenen Jungen ein ertrunkenes Mädchen zu machen. Ertrunken durch die Schuld des Vaters. Doch die Wahrheit war verstoben.

Wie aus schweren Träumen erwacht, fand Gunther Keppel in die Wirklichkeit zurück. Erst jetzt hörte er das Rufen, die schwache Stimme von nebenan.

Er lief ins Zimmer des Vaters.

Mörder, Mörder, hätte er ihm am liebsten ins Gesicht geschleudert. Du hast Pippa auf dem Gewissen, und du hast auch mich auf dem Gewissen.

Die Schuld, die mir das Leben zur Hölle gemacht hat, sie war deine Schuld.

Er war im Begriff, das Unsägliche zu tun, das Kissen zu ergreifen und es auf das Raubvogelgesicht mit den rot geränderten bösen Augen zu drücken, doch plötzlich bog sich der dürre Leib. Die Raubvogelaugen starrten glasig und leer zur Decke.

Das Telefon klingelte.

Am anderen Ende eine aufgeregte Frauenstimme. Genowefa. Sie sei auf dem Weg zurück nach Polen. Sie habe es nicht mehr ausgehalten. Die Beschimpfungen, die Schmähungen. Nein, sie könne die Worte nicht wiederholen.

„Er ist tot“, hörte Gunther Keppel sich sagen, und seine Stimme schien ihm selbst so fremd.

Weinen am andern Ende der Leitung. Weinen, das nicht enden wollte.

„Nein, Genia, Sie trifft keine Schuld. Bestimmt nicht. Leben Sie wohl.“

Er legte den Hörer auf und rief den Hausarzt an.

Ganz der gute Sohn, blieb er bei dem Toten sitzen, bis der Arzt kam und den Totenschein ausstellte.

Gunther Keppel ist von seiner Phobie geheilt, ganz und gar.

Das Brunnenprojekt in Simbabwe unterstützt er weiterhin.

Aus: Mannheim auf die kriminelle Tour

Wellhöfer Verlag 2012

ISBN 978-3-95428-106-0 14,95 Euro

Hier können Sie das Buch direkt bestellen:

[https://www.wellhoefer-
verlag.de/?Krimis/Mannheim_auf_die_kriminelle_Tour](https://www.wellhoefer-verlag.de/?Krimis/Mannheim_auf_die_kriminelle_Tour)